

ist zugleich Lagerraum. Ich starre auf einen Gaskocher, in dem Kakao brodelt. Dann kommt ein Lehrling, dann kommt ein zweiter Lehrling — beide fragen nach meinen Wünschen. „Sie haben inseriert“, sage ich. Darauf stürzen beide fort, verlieren sich in einem endlosen Gang. Dann steht ein Mann vor mir.

Noch ein Lehrling, denke ich. Es ist aber der Konfektionär, der Herr Konfektionär selber. Ein kleiner Menjou, fabelhaft elegant, entsetzlich jung, sehr überlegen — aber zugleich reserviert, liebenswürdig. Er nimmt mich durch den endlosen Korridor mit, an vielen Glastüren vorbei; einmal sehe ich etwas wie eine Plättstube, dann ein Büro — und ein Nähatelier. Schließlich stehe ich in einem Büro, an dessen Regalen Kleider hängen, das Reich des Herrn Koppsch, des Herrn Konfektionär. Er schlingt wortlos das Zentimetermaß um meine Brust, um die Taille, um die Hüfte. Ich bin sehr aufgeregt, innerlich. Links hängt ein wundervolles Modell; das sehe ich immerzu an. Werde ich viel herumlaufen müssen, bis man mich irgendwo als Mannequin nimmt? „Ziehen Sie mal das Kleid an“, sagt Herr Koppsch, wirft mir das Patou-Modell in den Arm und geht hinaus. Ich ziehe es an. Es paßt. Und dann stehe ich eine Viertelstunde da, Herr Koppsch — er kann nicht älter sein als 25 Jahre — hat mich scheinbar vergessen. Aber dann steht Herr Koppsch in der Tür und hinter ihm ein kleiner älterer Mann, fast schüchtern, mit einer Weintraube in der Hand, von der er sehr hastig eine Beere nach der andern in den Mund steckt. Dabei sagt er undeutlich etwas, ich verstehe nur das Wort „vorführen“. Jetzt muß ich also gehen, denke ich, die Hüften so bewegen und mich umdrehen, die Hände lässig spielen lassen, so wie ich es bei den Modentees gesehen habe. „Wo laufen Sie denn hin!“ schreit der kleine Mann. Ich bin zu weit gegangen, ich habe gedacht, daß er meine Gestalt besser übersehen kann, wenn ich möglichst weit gehe. Der kleine Mann — es ist der Chef, Herr Sch . . . , kommt auf

mich zu. Die Weintraube ist noch nicht aufgegessen — er ist ganz vertieft in sie. „Bei wem waren Sie bis jetzt? Nicht Vorführdame? Ueberhaupt nicht aus der Branche?“ Jetzt weiß ich, es geht also doch nicht. Denn ich muß sagen, ganz aufrichtig, daß ich Studentin bin, daß ich Geld verdienen will. Aber das macht auf Herrn Sch . . . keinerlei Eindruck. Und erst viel später erfahre ich den Grund, warum ihn mein bisheriger Beruf nicht stört. Er legt den leeren Weintraubenstiel auf den Teller und sagt: „Also schön, dann kommen Sie morgen.“ Das ist bereits das Engagement. Das Abitur hat mir nicht soviel Freude gemacht wie dieser Augenblick.

\*

Und nun bin ich Mannequin. Morgens um 9 stehe ich in einem kahlen Zimmer. Der Lehrling hat mich dahin geführt. Er sagte: „Setzen Sie sich mal vorläufig in die Abnahme.“ Dieses Zimmer ist also „die Abnahme“. Sechs Stühle, Kleiderständer mit vielen Bügeln, zwei große Stehspiegel. Alle paar Minuten kommt eine Dame — im weißen Kittel wie ich —, sie betrachtet sich sehr genau, von vorn, von der Seite, drei Schritt vom Spiegel entfernt, ein Schritt vor, sie lächelt und blickt ernst oder zürnend — scheinbar übt sie diese Gesichter. Dann legt sie Rouge auf. Zwischendurch beobachtet sie mich im Spiegel. Jedesmal, wenn sie hinausgeht, sagt sie: „Tag, Fräulein.“

Plötzlich wird es in allen Abteilungen lebendig. Von überall her ruft es: „Damen nach vorn!“ Einer schreit zu mir herein: „Sie auch, Fräulein!“ Das ist die Premiere. Vor mir fünf Damen in weißen Kitteln, meine Kolleginnen. Nun weiß ich, daß mich eben immer eine andere begrüßt hat; sie sehen sich alle so ähnlich: kastanienbraun oder blond, alle rosa angemalt, schwarze Striche und weiße Flächen im Gesicht — fünf Figuren in gleicher Größe. Fünf Köpfe in gleicher Höhe drängen sich vor dem Spiegel. Eine wirft mir ein Kleid zu. Das erste Wort, das man zu mir spricht: „Das paßt Ihnen!“ — Kampf